

Selbst-Konsumtion

Zwischen Selbstgestaltung und Selbstvernichtung

Flexibel – ungebunden – dynamisch – anpassungsfähig – wandlungsfähig – agil – mobil.

So lautet eine Reihe typischer Stereotypen die unseren heutigen Alltag bestimmen.

„Unser Alltag“: Auf wen beziehe ich mich damit?

Im Allgemeinen auf den Großstadtmenschen. Nicht jeder und gewiss nicht als ein Wesen, das all diese Stereotypen zugleich verinnerlicht. Vielmehr verstehe ich diese Verallgemeinerung als einen kritischen Anstoß an den Leser, selbst einmal über seinen Platz in der Gesellschaft nachzudenken.

Ich behaupte nun, dass wir uns nicht mehr über einen festen Platz in der Gesellschaft definieren, an dem das von Michel De Certeau formulierte ‚Gesetz des Eigenen‘ herrschte, das jedem seinen eigenen abgetrennten Bereich garantiert.

Ein fester Platz zeichnet sich besonders durch seinen identitätsstiftenden Charakter aus. Dieser beruht unter Anderem auf seiner Kontinuität. Menschen, die an einem bestimmten Ort leben, entwickeln bestimmte Gewohnheiten und Alltagspraktiken, die mit ihrer materiellen Umgebung verwoben sind. Nicht nur ihre Bewegungen, sondern auch ihr Denken richtet sich nach der Anordnung der äußeren Gegenstände.

So erklärt sich mit Maurice Halbwachs, welche Bedeutung die uns umgebenden Dinge für unseren Alltag haben. Viele der Gegenstände, die wir besitzen, sind somit Zeichen unserer Vergangenheit, die sich tief in uns eingeschrieben haben. Und auch wenn ihre Zeit längst vorbei ist, verblassen ihre Schriftzüge nur langsam, denn sie sind kaum mehr herauszulösen aus dem Bedeutungsgeflecht, in das wir sie im Laufe der Geschichte eingewoben haben.

Die eingangs aufgeführten Stereotypen sind jedenfalls Anforderungen an den Menschen unserer heutigen Zeit, die ihn von seinem festen Platz in der Welt lösen sollen.

Unser Alltag besteht aus ständig wechselnden soziale Kontexten, in denen wir für begrenzte Zeit sehr verschiedene und manchmal fast konträre Positionen einnehmen müssen. Dementsprechend bestehen unsere Alltagspraktiken aus *dynamischen* Denk- und Handlungsmustern.

Statt einen festen Platz in der Gesellschaft zu besitzen (wortwörtlich), wechseln wir zwischen *flexiblen* Übergangspositionen.

Dabei verlieren wir den persönlichen Bezug zu den uns umgebenden Gegenständen. Wir benutzen sie nur noch, um mit ihnen bestimmte Positionen zu repräsentieren. Positionen deren Profil wir selbst entworfen haben. Um den Anforderungen der Positionen gerecht zu werden, *passen* wir uns folglich diesen Profilen *an* womit wir sie gleichzeitig festigen.

Gewissen Positionen ordnen wir dafür gewisse Gegenstände zu. Diese Gegenstände entwerfen ein Bild von uns, wobei wir selbst die Projektionsfläche für diese Bilder darstellen.

Um ein möglichst perfektes Bild von uns zu kreieren, sammeln wir möglichst viele Gegenstände und je perfekter wir unsere Positionen darstellen wollen, desto mehr sammeln wir.

Täglich begeben wir uns auf die Jagd nach neuen Sammlungsstücken.

Um unsere Suche zu vereinfachen entstehen immer feiner konstruierte Hilfsmittel die unsere *Mobilität* fördern sollen. Auch finden wir immer neue Ausdrücke um dieses Verhalten zu rechtfertigen. In unserer Freizeit sammeln wir und nennen es Hobby, wenn wir reisen sammeln wir Erfahrungen und bezeichnen es als Horizonterweiterung, in der Uni sammeln wir Informationen und sprechen dabei von Bildung und im Beruf sammeln wir möglichst viele Kontakte und bezeichnen diese sogar schon als überlebenswichtige ‚Vitamin B‘.

Die Konsumwelt hat es geschafft sich dadurch selbst zu rechtfertigen. Sie bietet uns ein immer weiter anwachsendes Repertoire an Identifikationsmöglichkeiten, dass sie immer mehr Menschen zur Verfügung stellt. Wir sind tagtäglich damit beschäftigt uns selbst neu zu entwerfen und uns den Anforderungen der Positionen entsprechend zu *verwandeln*.

Marc Augé spricht in diesem Zusammenhang vom ‚Prinzip des Narzissmus‘. Es beruht auf dem Versuch, jeden von uns davon zu überzeugen, es wie die anderen Mitmenschen zu tun, um man selbst zu sein. Denn jeder Einzelne wird von der Konsumwelt genauso angesprochen und kann sie sich ebenso zu eigen machen.

Um sich überzeugend mit der eigenen Position zu identifizieren, kommt es folglich darauf an einen möglichst breiten Zugriff auf alle Güter zu haben. Wir definieren uns somit auch über diese, wie wir es nennen, Freiheit, uns aus einem möglichst großen Repertoire bedienen zu können und damit möglichst *ungebunden* gegenüber einzelne Positionen zu stehen.

Die Vervielfältigung der materiellen und immateriellen Güter (vor allem Gegenstände und Informationen) führt jedoch auch dazu, dass sich ein neues Machtverhältnis zwischen den Menschen und den Dingen etabliert. Ob auf unseren Wegen durch die Stadt, Zuhause oder am

Arbeitsplatz: Überall werden wir aufgefordert uns Dinge anzueignen. Scheinbar alles uns Umgebende wirbt permanent darum von uns aufgenommen zu werden.

Diese Überfülle an Dargebotenem führt zu der Notwendigkeit eine Auswahl zu treffen. Primär geht es daher nicht mehr um die Beschaffung von Dingen, sondern darum den Überblick über sie zu bewahren. Dafür greifen wir gezielt das heraus, was unseren vorgefertigten Denk- und Handlungsmustern entspricht.

Die Macht der Menschen über die Dinge verkehrt sich somit in die Macht der Dinge über die Menschen. Wir haben uns von ihnen abhängig gemacht, denn sie bestimmen immer mehr darüber wer wir sind. Andererseits bestimmen wir zu großem Teil selbst darüber was wir uns zu eigen machen. Worin genau besteht also unsere Abhängigkeit?

Zum Einen, in dem gegenseitigen Zwang den wir aufeinander ausüben und der uns dazu bringt ein bestimmtes Bild von uns entwerfen zu wollen. Die gesellschaftlich entworfene Definition dieses Bildes, also das was diesem Bild seine Wirkung verleiht, geschieht oft über eine gezielte Zuordnung von Dinge.

Zum anderen weisen wir in unserer schnelllebigen Welt sowohl materiellen als auch immateriellen Dingen, die uns ein Gefühl von Kontinuität geben, einen besonderen Platz in unserem Leben zu. Sie bilden damit Etwas, an dem man sich im wahrsten Sinne des Wortes festhalten kann. Oft handelt es sich dabei um Gegenstände, die wir mit besonderen Erinnerungen oder Ereignissen verbinden. So platzieren wir eingerahmte Familienfotos an der Wand, die uns an unseren ganz speziellen Platz im Familiengefüge erinnern, benutzen in ritueller Form jeden Morgen unsere Lieblingskaffeetasse oder legen eine Datei mit besonderer Musik an, die uns an bestimmte Situationen oder Lebensabschnitte erinnert.

Dadurch, dass wir diesen Dingen einen festen Platz geben, lagern wir sie geschützt von der sich permanent wandelnden Außenwelt und bewahren sie so vor der Vergänglichkeit.

Indem wir ihnen also einen besonderen Platz zuweisen, können wir sie kontrollieren und konservieren. Gleichzeitig konservieren wir damit auch einen Teil von uns selbst und schaffen uns damit eine Möglichkeit die Kontrolle über diese Gegenstände und über uns selbst zurück zu gewinnen. So geben wir diesen besonderen Gegenständen einen festen Platz auf den wir zurückgreifen können als ein Teil unserer selbst. Gleichzeitig schaffen wir uns damit wieder einen festen Platz in der Welt um uns selbst zu begreifen.

Heute gibt es jedoch eine Menge von Gründen, die diese wichtigen Erinnerungsstücke zu lästigem Ballast werden lassen. In einer Welt, in der wir möglichst *flexibel – ungebunden – dynamisch – anpassungsfähig – wandlungsfähig – agil und mobil* sein müssen, hindern uns

diese Gegenstände in unserem Alltag, da sie gerade das Gegenteil jener Stereotypen bewirken.

Eine postmoderne Lösung (von den Dingen) ist die Auslagerung persönlicher Erinnerungsstücke an denen wir im wahrsten Sinne des Wortes hängen.

Verstaubte Dachböden und dunkle Keller boten bisher genügend Stauraum, um unsere gesammelten Besitztümer, etwa alte Fotoalben, zwischen zu lagern und nur zu besonderen Anlässen, beispielsweise der Familienfeier, wieder hervorzuholen.

Unsere Lebensformen haben sich jedoch stark verändert. Wir wechseln immer häufiger den Wohnsitz und städtischer Wohnraum wird immer knapper. Mit dieser Entwicklung entstehen neue Formen der Auslagerung, z.B. das ‚outsourcen‘ von Gegenständen. Sie erhalten damit einen besonderen Platz, der unter fremder Verwaltung steht und behindern uns nicht mehr in unserem Alltag.

Auch die Auslagerung privater immaterieller Güter nimmt zu.

In die Dropbox, einem Netzwerk- Dateiensystem, packen wir beispielsweise unsere digitalen Fotos und können sie nun an jedem beliebigen Ort mit Internetzugang wieder auspacken. Auf unserem eigenen Computer nehmen sie somit keinen Speicher-Platz mehr weg.

Die Lagerung persönlicher Daten auf digitalen Plattformen löst jedoch kontroverse Debatten aus bezüglich der Datensicherheit im digitalen Netz. Doch trotz der offensichtlichen Risiken tendieren immer mehr Menschen dazu sich auf diese Weise mitzuteilen. Welche Gründe könnte es dafür geben?

Indem wir persönliche Dinge auslagern, legen wir, bildlich gesprochen, eine externe Festplatte an, auf der wir Teile von uns Selbst speichern und auf die wir jeder Zeit zugreifen können.

Indem wir diese Dinge jedoch auswählen, um sie zu Repräsentanten unserer Erinnerungen bzw. unsrer selbst zu machen, verleihen wir ihnen symbolischen Wert. Wir konservieren somit ein bestimmtes Bild, das wir selbst von uns entworfen haben.

Durch die *Selbst-Einlagerung* kreieren wir ein Bild von uns Selbst, welches diese Dinge auf uns projizieren können. Und je nach Lust und Laune holen wir sie hervor um sie dafür zu gebrauchen.

Die höchste Form der *Selbst-Konsumtion* (Konsumtion: aus dem lateinischen: *consumptio* = Aufzehrung) haben wir letztlich erreicht, wenn wir uns unter die Erde gebracht haben. Mit dieser natürlichen Form der *Selbst-Einlagerung* existiert letztlich nur noch das Bild von uns, welches im Laufe unseres Lebens entstanden ist.